

Zeitschrift:	Bildungsforschung und Bildungspraxis : schweizerische Zeitschrift für Erziehungswissenschaft = Éducation et recherche : revue suisse des sciences de l'éducation = Educazione e ricerca : rivista svizzera di scienze dell'educazione
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung
Band:	3 (1981)
Heft:	1
Artikel:	Frauen an der Hochschule
Autor:	Wiederkehr-Benz, Katrin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-786432

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frauen an der Hochschule

Katrin Wiederkehr-Benz

Studentinnen sind Trägerinnen eines neuen Verständnisses der Frauenrolle. Da sich ihre frühere Sozialisation jedoch weitgehend an einem traditionelleren Rollenbild orientiert hat, geraten sie an der Hochschule in Rollenkonflikte und Identitätskrisen. Die damit zusammenhängenden psychischen Belastungen bedeuten erschwerende Studienbedingungen. Sie wirken sich abträglich auf die Studienmotivation aus und erschweren die Entfaltung des vorhandenen Begabungspotentials. Frauen brechen häufiger als Männer das Studium ab und sie beanspruchen häufiger psychologische Beratung. Zur Neigung zur intellektuellen Selbstdiskriminierung kommen Formen der objektiven Diskriminierung der Frau an der Hochschule dazu. Auch auf dem Arbeitsmarkt sind Akademikerinnen gegenüber ihren männlichen Kollegen benachteiligt: sie sind seltener in aufstiegsträchtigen Positionen und seltener ausbildungsnah beschäftigt. Es wird eine frauengerechtere Hochschule mit ganzheitlicheren Formen der Ausbildung gefordert.

1. Ausgangslage

1.1 Veränderungen im Rollenverständnis

Seit in der Mitte des letzten Jahrhunderts die ersten Frauen vereinzelt an Schweizer Hochschulen studierten, hat die Zahl der Studentinnen ständig zugenommen. Im Wintersemester 1979/80 betrug an den Schweizer Universitäten der Anteil der Frauen 35 Prozent. Es gibt keine formale Benachteiligung der Studentinnen an der Hochschule mehr. Sie sind scheinbar zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass dieses Bild nur teilweise stimmt. Selbstwert- und Diskriminationsproblematik der Frauen machen vor den Toren der Hochschule nicht halt, sondern sind auch hier wirksam.

Die Frauen an der Hochschule sind Exponentinnen der Ansätze eines neuen weiblichen Selbstverständnisses, das den Frauen den Zugang zu ihrem Potential aktiver, selbstverantwortlicher Gestaltungsfähigkeit erleichtert. Dieses neue Selbstverständnis braucht Generationen, um sich zu verbreiten. Neuste Untersuchungen zeigen, dass Studentinnen nach wie vor durch die Spannung zwischen altem und neuem Selbstverständnis in ihrem Wohlbefinden und ihrer Leistungsfähigkeit stark behindert sind. Untervertretung der Frauen an der Hochschule, bei den Studentinnen und in noch extremerem Masse bei den Dozentinnen, vergleichsweise höhere Studienabbruchquoten und grösseres individuelles Unbehagen der Studentinnen weisen darauf hin, dass Frauen an der Hochschule auch heute noch besondere Spannungen aushalten müssen.

Die problematische Situation der Frauen an der Hochschule ist einer der Bereiche, wo sich die Belastungen, die grundlegende Veränderungen wie die Entwicklung in Richtung einer Gleichstellung der Geschlechter mit sich bringen, besonders deutlich zeigen. Beide Geschlechter sind von dieser Entwicklung betroffen, die tiefgreifende individuelle und gesellschaftliche Neuorientierungen verlangen. In einem langsamen und mühseligen Prozess muss gegenwärtig eine extreme Rollentrennung zwischen Frau und Mann rückgängig gemacht werden. Die starke Abnahme der ehelichen Produktionsgemeinschaften wie etwa Bauernhöfe oder handwerkliche Familienunternehmen, welche die Industrialisierung mit sich brachte, verursachte eine räumliche und psychische Trennung der Geschlechter in breiten Schichten: Rollentrennung mit ihrer stark unterschiedlichen Zuschreibung von geschlechtsspezifischen Eigenschaften war die Folge. Heute beginnen beide Geschlechter, sich gegen einengende Rollenstereotypen zu wehren. Der Mann fühlt sich durch die aussenzentrierte Leistungsrolle, die Frau durch die familienzentrierte Doppelrolle eingeengt (Richter, 1974, S. 51). Frauen scheinen diese rollenbedingte Beschränkung noch deutlicher zu spüren als Männer. Sie sind weniger privilegiert und haben durch Veränderungen ihrer Stellung mehr zu gewinnen. Es bleibt nur zu hoffen, dass diese Veränderungen nicht einfach in einer Anpassung an die männlich ge-

prägte Leistungsgesellschaft bestehen. Damit hätten beide Geschlechter die Chance eines Entwicklungsanstosses verpasst, der aus dem partnerschaftlichen Zusammenwirken von Mann und Frau in vormals männerdominierten Bereichen entstehen könnte.

1.2. Frauenbildung: Teilapekt der Frauensituation

Frauenbildung kann nicht isoliert betrachtet werden. Status der Frauen in der Gesellschaft, ihre berufliche und politische Beteiligung, Auffassung über Wesen und Rolle der Frau, Erziehung und Ausbildung des Mädchens und Selbstbild der Frau bilden eine Gruppe sich gegenseitig bedingender und verstärkender Erscheinungen, die gerade wegen dieser Interdependenzen nur schwer in Bewegung gebracht werden können. Die Situation der Frau kann sich also nur ändern, wenn die ganze Gruppe in Bewegung kommt und trotzdem im Gleichgewicht bleibt. Gleichzeitig muss die Entwicklung konkret in den einzelnen Teilen der Gruppe stattfinden, was wieder nur möglich ist, wenn die anderen Teile diese Entwicklung nicht behindern.

Das Bereitstellen gleichwertiger Ausbildungsmöglichkeiten für die Frau genügt allein nicht. Die Möglichkeit der Wahrnehmung des Ausbildungsangebotes der Hochschulen bedingt, dass im *Selbstbild* der Frau intellektuelle Leistungsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen als positive Eigenschaften vorkommen. Dies findet sich nur auf dem Hintergrund einer Sozialisierung, die ein entsprechendes Rollenbild der Frau übermittelt hat. Ein solches Rollenbild entsteht am sichersten durch die persönliche Erfahrung eines eigenen Potentials bei der Mutter oder durch innere Wahrnehmung von Frauen, die derartiges verwirklicht haben. Dass solche Frauen keine Ausnahmen mehr sind, sondern in einem den Rollenstereotyp verändernden Masse vorkommen, hängt wiederum mit dem Status der Frau in der Gesellschaft zusammen und ihrem politischen Einfluss, der das formelle und informelle Ausbildungsangebot an die Frau beeinflusst.

Frauenbildung ist also nur ein Teilapekt des Gesamtbildes. Was sich in diesem Teil zeigt, erklärt sich unter anderem auch aus der Interdependenz mit den anderen Teilen. In der Folge soll der in diesem Zusammenhang besonders wichtige Aspekt der Sozialisierung skizziert werden.

1.3. Sozialisierung

Geschlechtsspezifische Sozialisierung

Elternhaus und Schule prägen die Auffassung der Geschlechtsrolle bei den Kindern. Die Erziehung eines Mädchens steht unter dem Einfluss der Auffassung, die seine Eltern von der Rolle, vom Wesen der Frau haben. Das Rollenverständnis einer Gesellschaft schlägt sich so in jeder einzelnen Familie nieder und beeinflusst die Haltung, mit der dem Mädchen von der Stunde seiner Geburt an begegnet wird. Das Verhalten der Mutter wird teilweise durch das Geschlecht ihres Kindes bestimmt. So werden Mädchen durchschnittlich weniger lange gestillt als Knaben und müssen später in bezug auf Sauberkeit und Disziplin höheren Anforderungen genügen (Kassner & Lorenz, 1977, S. 105 ff.).

In vielen Schweizer Schulen beginnt die geschlechtsspezifische Differenzierung des Lehrinhaltes schon auf den unteren Stufen des Bildungssystems, um auf der Ebene der Mittel- und Hochschulen in eigentlich «männliche» und «weibliche» Schultypen zu münden (Held & Levy, 1974, S. 116). Handarbeitsunterricht für Mädchen, zusätzliche Ausbildung in naturwissenschaftlichen Fächern, Staatskunde und Turnen für Knaben spiegeln die gesellschaftliche Rollenauffassung und konsolidieren bei den Kindern das Vorurteil von geschlechtsbedingten

Unterschieden im Begabungsbereich. Sie geben den Knaben einen Ausbildungsvorsprung in bezug auf mittel- und hochschulrelevante Fertigkeiten.

Die Geschlechtsrolle «wird zu einem vergleichsweise festen und integralen Bestandteil der jeweiligen personalen Identität, die nur unter extremen Bedingungen und Bemühungen, und vor allem unter grossen Identitätsdiffusionsängsten korrigiert werden können» (Woeller, 1978, S. 269). Frauen können ein Studium häufig nicht ohne erhebliche Veränderung des eigenen Geschlechtsrollenbildes bewältigen. In diesem Fall addieren sich dann die Belastungen durch die Anforderungen des Studiums zu den durch Identitätsdiffusionsängste hervorgerufenen.

Schichtspezifische Sozialisierung und ihre Auswirkung auf das Frauenstudium

Je tiefer der Sozialstatus der Eltern, desto wahrscheinlicher ist eine Erziehung, die die Rollentrennung zwischen den Geschlechtern befürwortet. Mädchen aus der Unterschicht sind deshalb ausbildungsmässig doppelt benachteiligt: erstens durch die soziale Distanz zur Hochschule, zweitens wegen des einengenderen Rollenbildes der Frau in der Unterschicht. In diesem Zusammenhang kann von einem sozialen Numerus clausus gesprochen werden (Hervé, 1973, S. 60). Auch die Männer der Unterschicht sind an der Hochschule untervertreten, aber nicht so stark wie die Frauen. «Es gehört zu den durch nichts zu rechtfertigenden Dramen unseres Bildungswesens, dass es bisher nicht gelungen ist, Töchter aus Arbeiterfamilien und Landfamilien an die Institutionen der höheren Bildung heranzuführen. Keine soziale Gruppe hat so wenig Aussicht wie sie, eine den Fähigkeiten entsprechende Bildung zu erhalten» (Pross, 1968, S. 15).

Studentinnen stammen denn auch überall häufiger als Studenten aus der Oberschicht. Eine Untersuchung ergab hinsichtlich des Bildungsniveaus der Mütter von Studierenden eine auffällige Differenz. So haben 16 % der Studentinnen Mütter, die Akademikerinnen sind, gegenüber nur 5 % der Studenten (Studentenschaft der Universität Bern, 1974, S. 66). Sozialisierung durch Vorbild ist hier wirksam. Zudem ist die Studentin mehr als der Student auf unmittelbar zugängliche positive Rollenmodelle von Akademikerinnen angewiesen, die sie in den Spannungen des Rollenkonfliktes stützen und die vielleicht ein Stück echte Integration von traditioneller und neuer Frauenrolle geleistet haben. Auch in diesem Zusammenhang hat die verschwindend kleine Zahl von Hochschuldozentinnen ungünstige Auswirkungen.

2. Der Rollenkonflikt der Frauen an der Hochschule

Die Situation der Frauen an der Hochschule entsteht durch das Zusammentreffen von Frauen, die eine langjährige, individuell zwar unterschiedliche, aber immer vom weiblichen Rollenstereotyp der Gesellschaft geprägte Sozialisierung hinter sich haben, und einer Institution, die eine bestimmte Forderungsstruktur aufweist.

2.1. Der weibliche Rollenstereotyp

Die Frauenrolle ist eine zugeschriebene Rolle, d.h. eine Rolle, die fest an ein unveränderbares äusseres Merkmal geknüpft ist. Sie wird wegen ihrer frühen Uebermittlung als *Primärrolle* bezeichnet. Erworbene oder *Sekundärrollen* enthalten später gelernte, veränderbare Merkmale. Die Art der Rollenzuschreibung hängt von Alter, Berufsstatus und Grösse des Wohnortes der Zuschreibenden ab. Rollentrennung zwischen den Geschlechtern beispielsweise wird auf dem Land mehr befürwortet als in der Stadt und bei den Älteren mehr als bei den Jüngeren (Held & Levy, 1974).

Das Bild der Frau bei einer Gruppe von Schweizer Maturanden zeigt, dass auch bei potentiellen Hochschulabsolventen die Annahme der Andersartigkeit der Frau ihren Platz hat. Zur

Frage nach der Eigenart der Frau wird von den Befragten wie folgt Stellung genommen (Pulver, 1970, S. 6):

	Männer %	Frauen %
1. Sie ist dem Mann ebenbürtig	34	30
2. Sie hat mehr Gefühl, weniger Logik	14	16
3. Sie ist mütterlich und fürsorgend	23	24
4. Sie hat ein anderes Verhältnis zum Beruf	9	24
5. Die Unterschiede sind fliessend	9	3

Auch andere Untersuchungen zeigen, dass die Vorstellung der Andersartigkeit der Frau bei beiden Geschlechtern gleichermassen vorkommt. In der oben zitierten Studie beurteilen die männlichen Maturanden Frauen als ihnen ebenbürtiger und ähnlicher als diese sich selbst. Frauen sind also nicht einfach Opfer negativer Stereotypisierungen durch die Männer. Beide Geschlechter haben einen Sozialisierungsprozess durchlaufen, der bis zu einem gewissen Grad die Vorstellung der psychischen Unterschiedlichkeit der Geschlechter verankert.

Das durch die Sozialisierung vermittelte Selbstbild der Studentin ist vom *weiblichen Rollenstereotyp* der Gesellschaft geprägt: Die Frau soll weich, empfangend und nährend sein, schön, anpassungswillig und zurückhaltend, eine Oase bergender Menschlichkeit in einer entfremdeten Leistungswelt. Dafür wird sie geliebt und versorgt und braucht also keine Selbständigkeit und Eigenaktivität zu entwickeln. Einfühlende Intuition und gefühlsbetontes Erfassen und Handeln machen intellektuelle Präzision überflüssig und suspekt, dass sie die weibliche Erfassungsweise stören könnte.

2.2. Studentenrolle

In scharfem Kontrast dazu stehen die Anforderungen der Massenuniversität. Die Studentenzahlen sind unvergleichlich viel stärker angewachsen als die Zahl der Assistenten und Dozenten. Deshalb haben diese immer weniger Zeit für den einzelnen Studenten. Für Unterricht in kleineren Gruppen, die eine zwischenmenschliche Basis für die Integration des Lernstoffes geben könnten, fehlen Personal und oft auch Einsicht. Der Selektionsprozess ist häufig unpersönlich, der ganze Studienablauf unübersichtlich und anonym. Die raschen wissenschaftlichen Fortschritte liefern immer neue Erkenntnisse. Das bedingt, dass die Stoffpläne immer neu ausbalanciert werden müssen, was oft erst nach Phasen der stofflichen Ueberbefrachtung geschieht. Sie zwingt zu erfahrungs- und persönlichkeitsfernem Schnell- und Viellernen. Die Konkurrenzsituation mit den Mitstudenten ist aufgrund des durch den Massenbetrieb verursachten Kontaktmangels ungемildert hart und wird noch verschärft durch die gegenwärtigen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, die auf die Studiensituation zurückwirken.

Um mit diesen Verhältnissen fertig zu werden und ein Studium durchzustehen, braucht es Eigenschaften, die dem weiblichen Rollenstereotyp zuwiderlaufen. Das Anforderungsprofil des erfolgreichen Studenten an der Massenuniversität enthält Punkte wie Unabhängigkeit von Wärme und zwischenmenschlicher Zuwendung, Genügen an der Bestätigung über Leistung, klare und gut besetzte berufliche Zielvorstellungen, Wille zur Selbstbehauptung, Durchsetzungsvermögen und affektneutrale sachbezogene Intellektualität.

Diese sehr einseitigen Anforderungen tragen bei beiden Geschlechtern nicht zu einer harmonischen Entwicklung bei, denn «die Interaktion zwischen Persönlichkeitsentwicklung und Ausbildung, die entsprechenden Zusammenhänge zwischen emotionalen und intellektuellen Vorgängen bleiben unberücksichtigt» (Beckmann et al., 1972, S. 33).

2.3. Der Rollenkonflikt

Um den Anforderungen der Hochschule zu genügen, muss die Frau imstande sein, die Studienrolle, wie sie von den Anforderungen der Hochschule diktiert wird, soweit zu übernehmen, dass ein Studium möglich ist. Dieser Prozess wird dadurch erleichtert, dass ihr traditionelles Rollenbild schwach genug war, um ihr überhaupt den Eintritt in die Hochschule zu erlauben. Doch auch dann ist eine organische Integration der neuen Rolle in die Primärrolle wegen der Gegensätzlichkeit der beiden schwierig. Die herkömmliche Weiblichkeitssrolle wird früh vermittelt und dadurch tief verankert, während die Rolle der denkenden, aktiven Frau erst viel später oder überhaupt nicht angeboten wird. Die Gefährdung der Primärrolle durch gegenläufige Leistungsforderungen macht Angst, bringt doch ihre Umstrukturierung das Identitätsgefühl der Frau ins Wanken. Ein intaktes Identitätsgefühl ist die Basis seelischen Wohlbefindens. Bei Gefährdung dieser Basis werden alle Kräfte mobilisiert, entweder um bedrohliche Forderungen abzuwehren, oder aber um die mühsame energieverzehrende Arbeit der Integration dieser Forderungen zu leisten. Abwehr oder Integration haben eines gemeinsam: sie absorbieren Energien, die dann eben nicht für Studienleistungen da sind. Häufig bestehen die Anforderungen der traditionellen Frauenrolle und die der neuen aktiveren nebeneinander. Die Studentin balanciert zwischen beiden und muss dauernd umschalten. Sie steht also in einer S. 269, 275).

3. Folgen des Rollenkonflikts

3.1. Spannungserhöhung bei Studentinnen im Laufe des Studiums

An den meisten Beratungsstellen sind die Studentinnen als Ratsuchende übervertreten. Die Bereitschaft, eigene Schwächen wahrzunehmen und Hilfe zu suchen gehört zum traditionellen Rollenbild der Frau und erleichtert ihr den Gang in die Beratungsstelle. Indessen dürfte ein weiterer Grund für die Uebervertretung der Studentinnen der von Moeller und Scheer (1970, S. 130) dokumentierte signifikant höhere Leidensdruck der Studentinnen sein. Die Studentinnen leiden deutlich mehr an der heutigen Hochschulsituation als ihre männlichen Kommilitonen.

Das Rollendilemma verschärft sich im Laufe des Studiums. Der Rückzug auf die Primärrolle verursacht Motivationsmangel und damit schlechte Studienleistungen, während demgegenüber eine stärkere Identifizierung mit der Studentenrolle von der Angst begleitet ist, den Anschluss an die traditionelle weibliche Bestimmung zu verpassen. Die Untersuchung von Moeller und Scheer zeigt, dass sich das subjektive Wohlbefinden bei Studenten und Studentinnen im Laufe der Studienzeit unterschiedlich entwickelt: Während die Studienanfängerinnen unbeschwerter sind als ihre männlichen Kommilitonen, verlieren sie während des Studiums an Unbekümmertheit und stimmungsmässiger Ausgeglichenheit. Umgekehrt stabilisieren sich die Studenten. «Es ist diesen Daten zu entnehmen, dass die Universität im Laufe des Studiums den Studenten integriert, die Studentin disintegriert» (Beckmann et al., 1972, S. 33).

Eine Untersuchung von Teuwsen und Steinbach (1979), die die Langzeitentwicklung von Beratungsstudenten zeigt, kommt zu Ergebnissen, welche die Befunde von Moeller und Scheer bestätigen: Nachuntersuchungen nach Abschluss der Beratungen ergaben bei den Männern im Gegensatz zu den Frauen eine Abnahme an Verunsicherung und verbesserte Beziehungs-fähigkeit. Die Frauen hingegen zeigten keine Veränderungen, jedoch war eine Tendenz in Richtung grösserer innerer Spannung feststellbar. Die Autoren kommentieren diesen Befund wie folgt: «Bei den Männern machen sich anscheinend günstigere Einflüsse geltend als bei den Frauen, so dass sie zu einer fortschreitenden Entwicklung, Entlastung und Stabilisierung

kommen, was sich sicher auch im Zuge einer gesellschaftlichen Anpassung vollzieht. Solche systematischen Faktoren sind z.B. Eintritt in den Beruf, Entlastung von Studienstress und Studentenleben, grösserer Praxisbezug, mehr Sozialprestige, Erfolge im Studium und Beruf, konkretere Lebenssituationen. Hingegen ist bei den Frauen mit weiteren und zunehmenden belastenden Identitäts- und Rollenkonflikten zu rechnen, z.B. zwischen Familie und Beruf, Konfrontation mit traditionellen Wertauffassungen und Einstellungen, Benachteiligungen, persönlichen innovativen Realisierungsbestrebungen aus einem kritischen und veränderten Bewusstsein heraus» (Teuwsen & Steinbach, 1979, S. 23-42).

Diese Unbersuchungsbefunde lassen nur einen Schluss zu: Frauen studieren unter erschwer-ten Bedingungen. Je länger sie studieren, desto mehr erhöht sich die durch den Rollenkonflikt verursachte Belastung.

3.2. Rückzug auf die Primärrolle

Unter Reaktionsbildung wird die Verdrängung einer unerlaubten Vorstellung durch Aktivierung der gegenteiligen Vorstellung verstanden. Die angsterweckende Versuchung, das mitgebrachte Selbstbild zu verändern, kann zu einer verstärkten Besetzung des traditionellen Rollenbildes führen. So verbringen Studentinnen viel Zeit und Energie damit, sich und der Umwelt zu beweisen, dass sie trotz des Studiums Frauen sind. Sie präsentieren sich ihren Kommilitonen eher als potentielle Geschlechtspartner und Ehefrauen denn als Arbeitskolleginnen und klammern sich eng an den alten Begriff der Weiblichkeit, weil sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollen, unweiblich zu sein. Sie verzichten auf gleichberechtigte Mitarbeit, damit die Primärrollenidentität als attraktives Mädchen nicht gefährdet wird (Woeller, 1978, S. 265). Die Ergebnisse der Langzeituntersuchung von Moeller und Scheer untermauern die Annahme einer generellen Tendenz der Studentinnen, sich unter dem Druck der neuen Anforde-rungen auf die alten Positionen zurückzuziehen. So tritt bei Studentinnen die Tendenz zum Rivalisieren im Laufe des Studiums zugunsten eines Anwachsens fürsorglicher Gefühle zu-rück (Moeller & Scheer, 1970).

Eine radikale Lösung des Rollenkonfliktes besteht darin, das Studium abzubrechen und sich ein Betätigungsfeld zu suchen, das sich besser mit dem weiblichen Rollenbild vereinen lässt als ein Studium. Die Studienabbruchsquote der Frauen ist denn auch doppelt so gross wie die der Männer (Hervé, 1973, S. 82; Woeller, 1978, S. 252). Der Aufenthalt an der Hochschule allein macht also aus den Frauen noch keine Studentinnen im Sinne einer Identifikation mit der stu-dentischen Aufgabe. Der Druck der Hochschule kann durchaus mit der Zeit eine Abkehr von neuen Rollenangeboten und eine Flucht in die Primärrolle bewirken. Langfristig gesehen ist das weder auf der individuellen noch auf der gesellschaftlichen Ebene eine Lösung des Pro-blems.

3.3. Studentenehe

Es wäre zu einseitig, Studentenehen nur unter dem Aspekt des weiblichen Rollenkonfliktes zu sehen. Sie können aber für die Studentin einen Fluchtversuch aus dem Rollenkonflikt darstellen. Der Ausspruch «Studentinnen verlassen nicht die Universität, weil sie heiraten, sondern sie heiraten, weil sie die Universität verlassen» ist bedenkenswert (Welzel-Mollwitz, 1976). Eine Ehe bestätigt der Frau ihre weibliche Identität. Hinter dem Schutzwall der dermassen konsolidierten Weiblichkeit wirken die neuen Rollenangebote nicht mehr so bedrohlich. Das gesellschaftliche Vorurteil der Unweiblichkeit, das die Akademikerinnen immer bedroht, wird durch die Ehe entschärft. Die Rolle der verheirateten Frau bringt mit weniger Anstrengung mehr soziale Anerkennung als die der Akademikerin, und so ist der Studienabschluss für

das Selbstwertgefühl dann nicht mehr so wichtig. Ein gelegentlicher Studienabbruch ist in diesem Zusammenhang keine Seltenheit.

Bleibt die verheiratete Frau Studentin, scheint sich ihre Situation zu verschlechtern. Die Ehe bringt für die Studentin neue Belastungen: Verheiratete Studentinnen suchen signifikant häufiger Beratungsstellen auf als verheiratete Studenten. «Kein anderer Schluss scheint uns möglich, als dass eine höhere psychische Belastung der Studentin durch die Ehe, eine Entlastung des Studenten durch die Ehe vorliegt» (Moeller & Scheer, 1970, S. 78). In der Studentenehe übernimmt die Frau oft mehr Haushaltaufgaben und steckt in Uebereinstimmung mit der traditionellen, stützenden und nährenden Frauenrolle ihre eigenen Studieninteressen zurück. Studentenheiraten verschlechtern häufig die finanzielle Lage, weil die Eltern sich nicht mehr verpflichtet fühlen, verheiratete Kinder zu unterstützen. Es ist nicht ungewöhnlich, dass die Frau in einer solchen Situation ihr Studium aufgibt, um Geld zu verdienen. Die Studentin, die sich trotz Ehe die notwendige Zeit und Energie zum Studium nimmt, leidet oft unter schlechtem Gewissen, weil sie das Gefühl hat, ihre Ehe, für deren emotionelles Klima sie sich traditionellerweise verantwortlich fühlt, zu vernachlässigen. Die Ehe kann durchaus den Rollenkonflikt verschärfen, da die Forderungen und Verlockungen der traditionellen Frauenrolle jetzt unmittelbar im Alltag an die Studentin herantreten. Studentenehen führen häufig zum Studienabbruch der Frau, besonders, wenn Kinder kommen.

3.4. Rollenkonflikt und Studienmotivation

Es werden grundsätzlich zwei Gruppen von Motivationen unterschieden: Erstens die Motivation durch die Sache selbst, bei der die Freude an der Betätigung selbst deren Antrieb ist, und zweitens die Motivation durch die mittels der Sache erreichbare Anerkennung. Diese letztere Art der Motivation teilt sich in die Erfolgsmotivation, wo die Hoffnung auf Erfolg die Triebfeder der Handlung darstellt, und in die Misserfolgsmotivation, bei der die angstvolle Flucht vor Misserfolgen ausschlaggebend ist (Heckhausen, 1974). Erfolgsmotivierte Menschen haben ein Selbstkonzept guter eigener Fähigkeiten und schreiben Erfolg der eigenen Begabung und Misserfolg mangelndem Einsatz zu. Demgegenüber haben Misserfolgsmotivierte ein Selbstkonzept mangelnder eigener Fähigkeit und die Tendenz, Misserfolge einem Begabungsman gel zuzuschreiben und Erfolge dem Zufall (Wilcke, 1976, S. 18).

Es wird vermutet, dass Frauen häufiger misserfolgsmotiviert sind als Männer (Wilcke, 1976, S. 31). Misserfolgsmotivation könnte mit der passiven, anerkennungsabhängigen Einstellung zusammenhängen, wie sie durch die traditionelle weibliche Sozialisierung vermittelt wird, und die den Frauen auch die Wahrnehmung ihres eigenen intellektuellen Leistungspotentials erschwert. Dazu kommt, dass der Rollenkonflikt eine ambivalente Haltung der Leistung gegenüber verursacht. Wie empirische Untersuchungen zeigen, kann bei Frauen eine eigentliche Angst vor dem Erfolg intellektueller Leistungen entstehen, da sie sich dadurch in ihrer weiblichen Identität bedroht fühlen (Horner, 1972). Angst vor Erfolg und Misserfolgsmotivation können durchaus zusammen auftreten. Die Studentin steht dann in einem angststeigernden Konfliktfeld gegenläufiger Antriebe, das konsistente akademische Leistungen erschwert, wenn nicht verunmöglicht.

Erfolgs- und Misserfolgsmotivation können als prognostisches Kriterium für den Studienerfolg gebraucht werden: In einer Langzeitstudie über 3 Jahre zeigt sich, dass der Prozentsatz des akademischen Misserfolgs für begabte Studenten mit hoher Ängstlichkeit vier mal so gross war wie für solche mit geringer Ängstlichkeit. Das lässt vermuten, dass auch begabte Frauen wegen ihrer Leistungsambivalenz geringere Chancen für einen Studienerfolg haben. Studienabbrecher, von denen Frauen zwei Drittel ausmachen, sind stärker misserfolgsorientiert. Studentinnen zeigen mit abnehmendem Sozialstatus der Eltern zunehmend Misserfolgs-

ängstlichkeit, während bei den Studenten aus der Mittel- und Unterschicht diesbezüglich kein Unterschied besteht (Wilcke, 1976).

«Angst macht dumm»; Angst wird aber in unseren Hochschulen mit ihrem mit Zeitdruck gekoppelten, unpersönlichen Leistungsklima gefördert. Wenn ein Stück der angstmachenden Anonymität wegfällt, verbessern sich die Leistungen der Studentinnen: Eine empirische Untersuchung belegt, dass grössere Freundlichkeit der Dozenten bei Studentinnen bessere Leistungen zur Folge hat (Wilcke, 1976, S. 31).

3.5. Weibliche Fächerwahl

Die Wahl der Studienrichtung ist eine weitere Möglichkeit, den Rollenkonflikt zu entschärfen. Fächer, die auf pflegerische oder soziale Berufe vorbereiten, wie die Ausbildung zu einer Lehrtätigkeit, Psychologie und Medizin, oder auch Fächer, die zu einer vertieften Allgemeinbildung führen, wie Sprachstudium, Geschichte und Kunstgeschichte, lassen sich mit einem konventionellen Weiblichkeitideal am ehesten in Uebereinstimmung bringen. Die Frauen konzentrieren sich denn auch vorwiegend auf diese Fächer und sind an der Phil. I-Fakultät bei einzelnen Studiengängen sogar in der Mehrzahl. Im Wintersemester 1979/80 zeigten sich an den Schweizer Hochschulen in verschiedenen Fachrichtungen folgende prozentuale Anteile der Frauen (Eidg. Statistisches Amt):

Phil. I	55 %
Medizin	31 %
Jurisprudenz	26 %
Theologie	24 %
Phil. II	23 %
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften	19 %
ETHZ und EPFL	12 %

Obschon mittels Intelligenztests längst festgestellt wurde, dass sich die Geschlechter in ihrer Begabungsstruktur nicht unterscheiden, werden Frauen von sich und ihrer Umgebung für technisch und mathematisch weniger begabt gehalten als die Männer. Der Anteil der Studentinnen an der ETH beträgt 12 %, und auch an der Philosophischen Fakultät II sind Frauen untervertreten. Was die technisch-naturwissenschaftlichen Fachrichtungen betrifft, so kann nur ein verändertes Rollenverständnis die weiblichen Begabungsreserven in diesem Bereich erschliessen.

4. Diskrimination der Frauen an der Hochschule

4.1. Diskrimination

Objektive Diskrimination

Diskrimination besteht darin, dass einem zugeschriebenen Merkmal (vgl. dazu Abschnitt 2.1.) eine soziale Bedeutung gegeben wird, die zur Rechtfertigung einer bestimmten Form von Benachteiligung dient. Held und Levy beschreiben zwei Formen objektiver Diskrimination der Frau in der Schweiz: Erstens die Untervertretung der Frauen im Bereich der Bildung, der Wirtschaft und der Politik auf nahezu allen Stufen, und zweitens die Ungleichheit bei der Zuordnung von Gütern oder Positionen, d.h. die Tatsache, dass einer Frau für die gleiche Leistung weniger Status und Lohn zukommt als dem Mann (Held & Levy, 1974). Diskriminierende Einstellungen der Frau gegenüber sind ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, treten also bei Männern wie bei Frauen in gleichem Masse auf. Das Ausmass der Vorurteile bei den Einzelnen hängt von Alter, Bildungsniveau und Wohnort ab.

Psychologische Aspekte der Diskrimination

Psychologisch gesehen entsteht Diskrimination durch die Abwehr der Wahrnehmung unerwünschter Eigenschaften in der eigenen Psyche. Diese suchen auf Umwegen Gehör zu finden. So können diese abgewehrten Eigenschaften auf andere Menschen oder Menschengruppen projiziert und dort bekämpft werden. In unserer Kultur sind Passivität, Rezeptivität und Emotionalität unerwünschte Eigenschaften, die deshalb verdrängt werden. Als Projektionsfläche bieten sich auf Grund einer seit vielen Generationen dauernden Sozialisierung die Frauen an (Richter, 1979). In unserem Zusammenhang ist besonders die hohe Bewertung der Ratio in unserer Kultur wichtig. Die Einsicht in Begrenzung und Ohnmacht der rationalen Erfassungsweise wird abgewehrt und auf die Frauen projiziert, welche die Rolle des emotionalen, irrationalen, intellektuell minderbegabten Teils der Bevölkerung übernehmen. Die Vorstellungen des aktiv-rationalen Mannes und der passiv-emotionalen Frau ergänzen einander. Ein Verhalten von Frauen, das sie für diese Projektionen ungeeignet macht, stört das Gleichgewicht dieses Arrangements, in dem beide Geschlechter gefangen sind. Die Befreiung daraus, nämlich die Realisierung der aktiv-rationalen Persönlichkeitsanteile der Frau und die der rezeptiv-emotionalen des Mannes, erfordert tiefgreifende Umstellungen des individuellen Selbstverständnisses, denen die Auflösung eines traditionell verwurzelten Selbstverständnisses vorangehen muss. Diese Auflösung wird als bedrohlich erlebt, weil sie die Basis des individuellen Selbstverständnisses in Bewegung bringt. Bedrohung kann zur Verhärtung der alten Strukturen führen. Frauen, die durch ihr Verhalten diskriminierende Projektionen erschweren, indem sie sich aktiv, selbstbewusst und logisch verhalten, können bedrohlich wirken, was dann mit verstärkter Diskrimination abgewehrt wird.

4.2. Frauendiskrimination an der Hochschule

Engagierte und differenzierte Intellektualität widerspricht dem weiblichen Rollenstereotyp; sie kann Abwehr in Form von Diskrimination stimulieren. Gerade Akademikerinnen lösen das Abwehrverhalten der Diskrimination aus. Diskrimination ist also an der Hochschule zu erwarten – und tatsächlich zu finden. So wurde in den von Woeller (1976) dokumentierten Diskussionen am häufigsten die Feststellung gemacht, dass «Männern entsprechend ihrem gesellschaftlichen Rollenstatus die grössere Kompetenz in fachlichen Fragen, die grössere Aktivität und die grössere Seriosität zugebilligt wird, und zwar von allen, also von den Dozenten, von den Männern wie von den Frauen.» Noch vor 20 Jahren zeigte sich in einer grossangelegten Untersuchung an der Universität Heidelberg eine erschreckende Tendenz zur Frauendiskrimination von Seiten der Dozenten. Sie erkannten den Frauen Fleiss, Lerneifer, Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit, Gedächtnis und Rezeptivität zu, nicht aber Denkfähigkeit, Intelligenz, Kritikvermögen, schöpferische Phantasie und Selbständigkeit (Anger, 1960, S. 476). Noch krasser manifestierten sich diskriminatorische Tendenzen bei der Frage an die Dozenten nach der Eignung der Frau für den Hochschullehrerberuf. Sie wurde häufig mit Lachen quittiert und als Witz aufgefasst. 54 % der befragten Dozenten geben als Begründung für die Seltenheit weiblicher Hochschullehrer «Mangel an intellektuellen oder produktiv-schöpferischen Fähigkeiten» an, 37 % waren der Meinung, der Beruf des Hochschullehrers «widerspreche dem Wesen, der biologischen Bestimmung oder den natürlichen Strebungen des Weibes». Diese negativen weiblichen Eigenschaftszuschreibungen fallen vermutlich auch deshalb so deutlich aus, weil die Vorstellung von Frauen in akademischen Spitzenpositionen unmittelbar den männlichen Rollenstereotyp der intellektuellen Überlegenheit bedroht. Es ist zu hoffen, dass sich die Einstellung der Dozenten insgesamt unterdessen geändert hat. Doch weist die extreme Untervertretung der Frauen in der Dozentenschaft darauf hin, dass das Problem zumindest der Tendenz nach immer noch besteht.

Im Sommersemester 1980 waren 6,5 % der Hochschuldozenten, vom Lehrbeauftragten bis zum ordentlichen Professor, an der Universität Zürich Frauen. Der prozentuale Anteil der Frauen bei den ordentlichen Professoren betrug 1 %, der bei den Lehrbeauftragten 10 %. «In der aufsteigenden akademischen Hierarchie geht die Häufigkeit der Frauen von Stufe zu Stufe in sehr auffälliger Weise zurück . . .» (Hervé, 1973). Die Studentinnen haben also zuwenig akademische weibliche Rollenmodelle, und die Prägung der Hochschule ist eine männliche.

4.3. Auswirkungen der Diskrimination

Leider trifft der Zweifel an ihrem denkerischen Leistungspotential bei den Frauen auf eine tiefverwurzelte Bereitschaft zur intellektuellen Selbstdiskrimination. Da beide Geschlechter gleichermaßen die Frauendiskrimination der Gesellschaft in sich aufgenommen haben, führt die Frau, die ihre denkerischen Fähigkeiten realisieren will, gleichsam einen Zweifrontenkrieg: Sie muss sich sowohl mit der Diskrimination von aussen als auch mit ihren eigenen Selbstzweifeln auseinandersetzen. Diskrimination verunsichert und macht ängstlich. Angst kann zu erhöhtem Sicherheitsbedürfnis und Anpassungsbereitschaft führen. Sicherheitsstreben im kognitiven Bereich hindert die freie Entfaltung des kreativen Potentials. Es besteht die Gefahr, dass der Mut, Eigenes gegen Anerkanntes durchzusetzen, von Selbstzweifeln untergraben wird. Die intellektuelle Ueberanpassung an die jeweils vorherrschende Meinung erhöht das Sicherheitsgefühl. Der Preis dafür ist eine Einbusse an Kreativität. Diskrimination kann also den Zugang zur freien Gestaltungsfähigkeit blockieren.

Selbst- und Fremddiskrimination haben konkrete Auswirkungen auf das Verhalten der Studentinnen. Studentinnen sind in den Seminarien schweigsamer. Sie beklagen sich über die herablassende Ironie, mit der die Männer ihre Beiträge in Diskussionen quittieren, und darüber, dass diese häufig als unwissenschaftliches Geschwätz abgetan werden. Wollen sich die Studentinnen gegen diese Vorurteile durchsetzen, werden sie als aggressive Emanzen abgelehnt. Sie fühlen sich nicht recht ernstgenommen und bekommen weniger Anerkennung für das, was sie sagen (Woeller, 1978, S. 265, 262). Sie selber stimmen in Diskussionen überproportional männlichen Aeusserungen zu und unterstützen die Aeusserungen anderer Frauen nur relativ selten; sie haben das Gefühl, ihre Beiträge würden nur dann ernstgenommen, wenn ein Mann sie unterstütze (Wagner et al., 1973, S. 135; Woeller, 1978, S. 264). Auch in der Bewertung von wissenschaftlicher Arbeit spielt die Geschlechtsdiskrimination eine Rolle. So legte Goldberg amerikanischen Studentinnen einige wissenschaftliche Aufsätze zur Beurteilung vor. «Von jedem Aufsatz gab es zwei Versionen: einmal wurde ein männlicher und einmal ein weiblicher Autorennname angegeben. Abgesehen davon waren beide Aufsätze vollkommen gleich. In der Auswertung zeigte sich, dass das angebliche Geschlecht des Verfassers einen wesentlichen Einfluss auf die Beurteilung des Aufsatzes hatte. Wenn ein Aufsatz von einer Frau geschrieben war, wurde er wesentlich negativer beurteilt, als wenn er vorgeblich einen männlichen Autor hatte (Goldberg, zit. nach Wagner et al., S. 131). Hier dokumentiert sich einmal mehr die frauenfeindliche Haltung der Frauen selbst.

Mit Diskrimination könnte unter anderem auch zusammenhängen, dass in das Frauenstudium in der Regel sowohl zeitlich wie finanziell weniger investiert wird. Die finanziellen Rahmenbedingungen des Studiums sind für Mädchen schlechter. Sie haben ein Viertel weniger Geld zur Verfügung als ihre männlichen Kollegen, obschon sie durchschnittlich in den Ferien eine Woche mehr arbeiten, um Geld zu verdienen (Studentenschaft der Universität Bern, 1974, S. 64). Für Mädchen spielt denn auch die Länge des Studiums eine viel grössere Rolle. 46 % der Frauen und 11 % der Männer berücksichtigen die Länge des Studiums bei der Wahl ihrer Ausbildung (Pulver, 1970, S. 19). Das Frauenstudium ist keine Selbstverständlichkeit, und Frauen müssen beweisen, dass es sich lohnt, sie studieren zu lassen (Woeller, S. 267).

5. Berufstätigkeit der Akademikerinnen

5.1. Schlechtere Stellung der Akademikerinnen

Die Berufswilligkeit der Frauen steigt mit dem Niveau ihrer Ausbildung. Wie die Untersuchung der Akademischen Berufsberatung Zürich über Hochschulabsolventen zeigt, sind Akademikerinnen zum grossen Teil berufswillig. Die Autoren kommen zu folgendem Schluss: «Es ist also offensichtlich, dass die Hochschulabsolventinnen durchaus gewillt sind – was oft bestritten wird – das in einem langen Studium erworbene Wissen in der Praxis anzuwenden» (Heimgartner, 1977, S. 39).

Indessen sind die Akademikerinnen in der Berufswelt nur bedingt willkommen. Ihre Beschäftigungssituation ist nicht nur quantitativ, sondern auch von der arbeitsrechtlichen Situation her ungünstiger als die der Männer, d.h. sie können vom Arbeitsangebot her weniger häufig in dem Ausmass berufstätig sein, in dem sie es wünschen, und sie haben häufiger befristete Anstellungen als die Männer. Während ungleiche Entlohnung für gleiche Arbeit bei Akademikerberufen unüblich ist, gelingt es den Frauen selten, in statusträchtige Positionen mit hohen Löhnen vorzudringen. Akademikerinnen verdienen signifikant weniger als Männer mit dem gleichen Abschluss, weil viele Akademikerinnen in Berufen landen, die nicht ihrer Qualifikation entsprechen, oder in Berufen mit weniger Aufstiegschancen (Hervé, S. 131).

Eine Benachteiligung der Frauen besteht auch hinsichtlich berufsnaher Arbeitsplätze: «Bei den meisten Akademikergruppen zeigt es sich, dass die Männer tendenziell die grösseren Chancen haben, ausbildungsnah berufstätig zu werden, als die Frauen. Dies ist eine weitere Facette der Diskriminierung der Frau auf dem Arbeitsmarkt. Im Bereich der Medizin sind 98,2 % der berufstätigen Männer ausbildungsnah beschäftigt; bei den Frauen sind es nur 91,9 %. Die entsprechenden Werte bei anderen Ausbildungsgruppen lauten: Sekundarlehrer Phil. I: Männer 74,5 %, Frauen 65,8 %; Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften: Männer 46,7 %, Frauen 13,1 %. Eine Umkehrung dieser Relation findet sich dagegen bei den Psychologen/Pädagogen: Frauen 49,4 %, Männer 35,7 %; Musikwissenschaften: Frauen 65,3 %, Männer 59,0 %; Pharmazeuten: Frauen 90,7 %, Männer 86,7 %. Die Daten dieser einzelnen Ausbildungsgruppen legen die Hypothese nahe, dass die Männer vor allem dann ausbildungsnah beschäftigt sein möchten, wenn sie damit gleichzeitig berufliche Karriereansprüche befriedigen können. Diese Chancen dürften für Psychologen/Pädagogen und Musikwissenschaftler relativ gering sein» (Weber, 1979, nach Eidg. Volkszählung 1970).

Die Schwierigkeiten bei der Stellensuche sind natürlich da besonders stossend, wo die Akademikerinnen zur Ausbildung auf Stellen angewiesen sind. Im Kampf um die Assistentenstellen bei den Medizinern beispielsweise sind die Studentinnen benachteiligt (Kapp et al., 1978, S. 27).

5.2. Die Berufstätigkeit der verheirateten Akademikerin

Die verheiratete Akademikerin steht vor besonderen Problemen. Wo das Angebot an qualifizierter Arbeit knapp wird, sind akademische Doppelverdienerinnen nicht erwünscht. Teilzeitpensen sind gerade für verheiratete Akademikerinnen oft die beste Lösung. Indessen nimmt die Bereitschaft, administrativ aufwendigere Teilzeitstellen zu schaffen, sofort ab, wenn das Angebot an geeigneten Bewerbern gross ist.

In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, ob die Betreuung von Kleinkindern delegiert werden kann. Die aufsehenerregenden Untersuchungen von Spitz (1945) und später von Bowlby (1951) zeigen eindrücklich, dass Kleinkinder intensive gefühlsmässige Zuwendung brauchen, und dass deren Mangel schwerste Folgen zeitigen kann. Ob diese gefühlsmässige

Geborgenheit auch erlebt werden kann, wenn die Kleinkinderbetreuung teilweise delegiert wird, ist umstritten. Untersuchungen über die Entwicklung von Kindern, deren Betreuung früh teilweise oder ganz von der Mutter an andere Pflegepersonen delegiert wurde, belegen, dass auch diese Art der Betreuung gesunde Kinder hervorbringen kann (vgl. dazu: Bettelheim, 1971; Fullerot, 1975). Drei Voraussetzungen dürften für eine erfolgreiche Delegierung der Kleinkinderbetreuung ausschlaggebend sein: liebevolle, motivierte «Ersatzmütter», kleine Kindergruppen, die eine intensive Beschäftigung mit dem einzelnen Kleinkind erlauben, und eine Gesellschaft, die diese Art der Kinderbetreuung bejaht und stützt, wie dies in Frankreich und Israel der Fall ist.

Die Berufstätigkeit der verheirateten Akademikerin ist bei uns keine Selbstverständlichkeit. Nach der Untersuchung von Pulver (1970, S. 9 ff.) bejahren 36 % der männlichen und 38 % der weiblichen Maturanden, dass sich Ehe und Beruf bei der Frau ausschliessen. Unsere Gesellschaft stellt keine institutionelle Unterstützung für arbeitende Mütter bereit, so dass sie schon rein physisch häufig überfordert sind durch die Doppelbelastung durch Beruf und Familie, besonders, wenn in den einzelnen Haushalten die Rollentrennung der Geschlechter praktiziert wird.

6. Schlussgedanken

Aus allem Gesagten wird deutlich, dass Frauen unter erschwerten Bedingungen studieren. Sie müssen gegen verinnerlichte und fremde Vorurteile kämpfen und sind durch den Rollenkonflikt belastet. Gleichzeitig haben sie intellektuelle Leistungen in einem unpersönlichen Rahmen zu vollbringen, der ihnen auf Grund der weiblichen Sozialisierung noch mehr zu schaffen macht als den Studenten. «Nach unseren Untersuchungen kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Studentinnen am dringendsten der Hilfe bedürfen, wobei es freilich nur zum Teil um die Situation der Frau an der Universität, zu einem wesentlichen Teil um ihre Rolle in unserer Gesellschaft schlechthin geht» (Beckmann et al., S. 22).

Das Dilemma der Frauen an der Hochschule macht die Schwächen dieser Institution deutlich. Es ist nicht wünschbar, dass es den Frauen eines Tages problemlos gelingt, sich den entfremdeten, einseitig intellektuellen und Durchsetzung verlangenden Hochschulbedingungen anzupassen. Eineforderungsfreie Hochschule ist indessen auch nicht denkbar. Leistungsforderungen können neben der sachlichen Notwendigkeit auch entwicklungsfördernd sein, wenn sie innerhalb eines quantitativen und qualitativen vertretbaren Studienziels sinnvoll eingebettet sind. Solche Forderungen könnten zum Katalysator werden für die wachsende Bereitschaft der Frauen, ihr Gesamtpotential zu verwirklichen. Schädlich sind hingegen desintegrierte, unkoordinierte Leistungsforderungen, die die Studenten zu einer einseitigen Leistungsausrichtung zwingen.

Schwindende Rohstoffreserven, Umweltverschmutzung, ungeborgene, innerlich orientierungslose, stressgeplagte Menschen, kurz: abnehmende Lebensqualität haben den positivistischen Glauben an den technischen Fortschritt und an die rationalen Problemlösungsmöglichkeiten erschüttert. Die Aufgabe der Zukunft liegt darin, die einseitig entwickelte Ratio wieder zu integrieren, den Schock der explosionsartigen technischen Expansion zu verarbeiten und zu abgerundeteren, ganzheitlicheren Existenzweisen zu finden. Eine Hochschule, die gefühlsabgespaltene intellektuelle Hochleistungstypen herstellt, geht an den Zeitbedürfnissen vorbei. Die Hochschule muss von ihrem einseitigen Kurs abkommen, will sie sich nicht an der Zukunft vorbeientwickeln. Eine wirkliche Integration der Frauen in die Hochschule bedingt wie jede Eingliederung eine Veränderung der vorhandenen Struktur. Diese Änderung müsste in Richtung einer ganzheitlichen Ausbildung gehen. Ganzheitlich ist eine Ausbildung, die das gesamte Potential eines Menschen fördert, also neben Ratio und Leistungswillen auch Gefühl,

Phantasie, Kreativität, soziale Kompetenz, Verantwortungs- und Sinnbewusstsein. Vielleicht wäre eine frauengerechte Hochschule gleichzeitig auch eine zukunftsgerechte Hochschule.

Les femmes à l'université

Les étudiantes contribuent à une compréhension nouvelle du rôle de la femme. Alors que la socialisation de celle-ci a pu, jusqu'ici, se développer conformément à l'image plutôt traditionnelle qu'on s'en faisait, la femme, à l'université, est aux prises avec des conflits de rôles et une crise d'identité. Il en résulte un fardeau psychique qui pèse sur les conditions mêmes des études: motivation affaiblie, actualisation ralentie des dons en puissance. Les femmes interrompent leurs études plus souvent que les hommes; elles recourent plus volontiers aux conseils du psychologue. La propension à discriminer intellectuellement les individus s'aggrave d'une discrimination à l'égard de la femme. Sur le marché du travail aussi, les étudiantes sont défavorisées par rapport à leurs collègues masculins: elles occupent, plus rarement qu'eux, des positions élevées et fonctionnent, plus rarement aussi, à un haut niveau culturel. L'auteur demande une université qui soit plus juste pour les femmes et qui leur accorde une pleine formation.

Women at the university

Female students represent a new understanding of the role of women. Since their former socialization has been guided by a more traditional role conception, at university they are at grips with an identity crisis as well as with role conflicts. This results in a psychical burden and in more difficulties during their studies, in less motivation and the slowing down of actualization of potential gifts. Women interrupt their studies more often than men. They require more psychological advice. To the tendency of self-discrimination come different form of objective discrimination against women at the university. Women also encounter more difficulties in the labour market, have more trouble finding executive positions and work compatible with their qualifications. The author asks for a university with new forms of education which are more adequate for women.

LITERATUR

- Anger, H.: Probleme der deutschen Universität. Tübingen, 1960.
Beckmann, D., Moeller, M., Richter, H.E., Scheer, J.: Studenten. Giessen, 1972.
Bettelheim, B.: Die Kinder der Zukunft. Wien-München-Zürich, 1971.
Bowlby, J.: Maternal Care and Mental Health. Genf, 1951.
Eidgenössisches Statistisches Amt: Statistiken: Universität und ETHZ, EPFL, Wintersemester 1979/80, Studenten nach Fachrichtungen, Hochschulen und Geschlecht, Bern.
Fullerot, E.: Problèmes posés par le travail et emploi des femmes. In: Avis des rapports, Nr. 14, Conseil Economique, Paris, 1975.
Goldberg, P.: Are women prejudiced against women? In: Transaction, April 1968, S. 28-30.
Heckhausen, H.: Leistung und Chancengleichheit. Göttingen, 1974.
Heimgartner, E.: Beschäftigungssituation von Hochschulabsolventen 1976, Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, Akademische Berufsberatung Zürich, 1977.
Held, Th., Levy, R.: Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Frauenfeld und Stuttgart, 1974.
Hervé, F.: Studentinnen in der BRD. Köln, 1973.
Horner, M.S.: Toward an understanding of achievement-related conflicts in women. In: Journal of social Issues, 1972, 28, S. 157-176.
Kapp, A., Moser, E., Sigrist, B.: Schweiz. Studienführer, «Frau und Studium». Bern, 1978.
Kassner, I., Lorenz, S.: Trauer muss Aspasia tragen. München, 1977.
Moeller, M., Scheer, J.: Student und psychische Störungen, Universität Giessen, 1970.
Pross, H.: In: Informationen für die Frau, 1968, Jg. 17, 7/8.
Pulver, E.: Die Emanzipation geht auf leisen Sohlen. Akademische Berufsberatung der Stadt Bern, 1970.
Richter, H.E.: Lernziel Solidarität. Reinbek bei Hamburg, 1974.
Richter, H.E.: Der Gotteskomplex. Reinbek bei Hamburg, 1979.
Spitz, R.: Hospitalism: An Inquiry into the Genesis of Psychiatric Conditions in Early Childhood. In: The Psychoanalytic Study of the Child, 1945, S. 53-74.

- Studentenschaft der Universität Bern*, Sozialkommission: Die soziale Lage der Studenten der Universität Bern. Bern, 1974.
- Teuwsen, E., Steinbach, V.*: Diagnostik und Psychotherapie in der Studentenberatung. In: Zeitschrift für Klinische Psychologie, Bd. 8, Heft 3, 1979, S. 213-220.
- Wagner, A. et al.*: Frauenfeindlichkeit, Sozialpsychologische Aspekte der Misogynie. München, 1973.
- Weber, K.*: Hochschule - Arbeitsmarkt - Bildungspolitik. In: Bildungsforschung und Bildungspraxis, Jg. 1, Nr. 1, 1979.
- Welzel-Mollwitz, A.*: Ueber Aspekte von Rollenkonflikten bei weiblichen Studierenden. Unveröffentlichte Diplom-Arbeit, Göttingen, 1976.
- Wilcke, B.-A.*: Studienmotivation und Studienverhalten. Göttingen, 1976.
- Woeller, F.*: Psychische Störungen bei Studenten und ihre Ursachen. Basel, 1978.